Im Land der Leuchttürme

Die galicische Costa da Morte zwischen La Coruña und Cabo de Finisterre besticht mit einem rauen Charme

Costa da Morte – Todesküste – tönt nicht sehr einladend. Und doch: Die Weite des Atlantiks, steile Klippen, kleine Strände, mächtige Leuchttürme und eine phantastische Küche machen den galicischen Küstenabschnitt zu einem attraktiven Ferienziel.

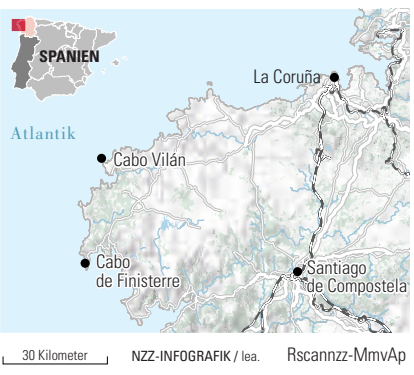
Josua Dürst

Am Cabo Vilán steht einer der ältesten Leuchttürme Spaniens. JAN RYSER / KEYSTONE

Eine raue Landschaft, kleine Fischerdörfer, einsame Buchten: Die nordwestlichste Ecke Spaniens ist zu Unrecht touristisch eher wenig bekannt. Die Autonome Gemeinschaft Galicien grenzt im Süden an Portugal, gegen Osten an Asturien und Kastilien-León, und im Westen liegt der Atlantik – 4500 Kilometer Wasser und Himmel, kein Festland mehr bis Amerika. Hauptstadt ist das grossartige Santiago de Compostela, wo sich die Grabstätte des heiligen Jakob befindet. Die Stadt ist das Ziel von jährlich rund 200 000 Jakobspilgern.

Dutzende Schiffswracks

Der Abschnitt von der bedeutenden Hafen- und Fischereistadt La Coruña – eine römische Gründung – bis Cabo de Finisterre heisst Costa da Morte, Todesküste. Warum, wird klar, wenn man ältere Seekarten studiert: Dutzende von Schiffswracks findet man hier eingetragen. Strömungen zeichnen die Küste aus, starke Winde – im Winter herrscht fast immer Sturm –, grosse Unterschiede zwischen Ebbe und Flut, sich unberechenbar bildender Nebel, der den Kapitänen und ihren Navigatoren, die noch über kein GPS verfügten, die Sicht auf die Küste, ihre Klippen und die vielen Untiefen nahm. Fischer, Seeleute auf Frachtern, Besatzungen von Kriegsschiffen verloren ihr Leben an der Todesküste. Der «Englische Friedhof» etwa erinnert an ein britisches Schulschiff, das im 19. Jahrhundert mit 300 Mann Besatzung an Bord – der grösste Teil von ihnen waren Jungmatrosen – auflief und sank. Nur drei Mann überlebten. Es wird erzählt, dass nicht alle Havarien auf Navigationsfehler zurückzuführen gewesen seien. Die Küstenbewohner, einst sehr arme Leute, hätten hie und da in einem gewaltigen Sturm die Leuchttürme abgelöscht, die Schiffe absichtlich auflaufen lassen und sich der angeschwemmten Ladung bemächtigt.



Frische Meeresfrüchte

Natürlich finden sich seit Jahrhunderten Leuchttürme und Nebelhörner an den gefährlichsten Ecken. Der Leuchtturm bei La Coruña etwa warnt seit rund 2000 Jahren die Seefahrer mit seinem Licht. Die Römer hatten den 60 Meter hohen sogenannten Herkules-Turm errichtet. Ein Holzfeuer an seiner Spitze diente als Lichtquelle.

Die Leuchttürme – rund ein halbes Dutzend von ihnen findet sich an der Costa da Morte – faszinieren nicht zuletzt dank ihrer spektakulären Lage. Über kurvige Stichstrassen lassen sich die meisten gut erreichen. Für die gut ausgeschilderte «Route der Leuchttürme» ist allerdings genügend Zeit einzurechnen. In grösseren Anlagen mit umfunktioniertem Betriebsgebäude lädt in der Regel ein Restaurant zum köstlichen Fisch- und Muschelessen ein. Die frische Seezunge vom Grill etwa, die wir am Cabo de Finisterre genossen, war einer der kulinarischen Höhepunkte unserer Reise: zubereitet nur mit Olivenöl, Fleur de Sel und Pfeffer. Dazu passend ein weisser Albariño-Wein, dessen Trauben etwas südlicher rund um die Rias Baixas wachsen. Romantiker sollten sich ausserdem rechtzeitig eines der sechs Zimmer reservieren. Wer Glück hat, kann hier einen unvergesslichen Sonnenuntergang erleben. Schon römische Legionäre seien hierher gepilgert, liest man, um «die Sonne sterben zu sehen» – für sie war hier das Ende der Welt: finis terrae.

Pilger, Schmuggler, Hexen

Auf dem Felsen von Fisterra (so der Name auf Galicisch) steht übrigens der Kilometerstein null des Jakobswegs. Zwar ist das Ziel der Pilgerreise die Kathedrale von Santiago, doch wollte man bereits in alter Zeit das Meer sehen. Dort fanden die Gläubigen am Strand die Jakobsmuschel – als Beweis dafür, dass sie den Camino wirklich geschafft hatten.

30 Kilometer nördlich von Finisterre liegt Cabo Vilán, eine imposante Anlage, deren Licht 30 Seemeilen (rund 55 Kilometer) weit trägt, um die Schiffe rechtzeitig zu warnen. In einem etwas staubigen, aber fesselnden Museum versetzen einen Seekarten – unter anderen eine, auf der die versunkenen Schiffe eingezeichnet sind –, Originaldokumente, nautische Instrumente, die alte Fresnel-Linse mit Bogenlampe, ein Dampfgenerator für deren Betrieb und ein Marconi-Peilsender aus den zwanziger Jahren in die Zeit der früheren Nautik.

Zwischen den Klippen finden sich zahlreiche kleine, kaum besuchte Sandstrände – es sollen um die 800 sein –, die zum Baden verlocken. Verträumte Fischerdörfer mit einem oder zwei kleinen Restaurants laden zum Verweilen ein. Der Wirt, der oft gleichzeitig Fischer ist, schreibt den Fischfang des Tages mit Kreide an, seine Frau wirkt in der Küche.

Dieser Küstenabschnitt diente während Jahrhunderten Schmugglern und Piraten als Unterschlupf; ein speziell düsteres Kapitel ist der Drogenschmuggel der 1980er Jahre. Hexenglauben und keltisches Brauchtum sind hier lebendig geblieben – oft unter christlichem Deckmantel –, und schaurige Geschichten und Legenden haben sich in der Erinnerung der Bevölkerung gehalten. So wird hie und da als Abschluss einer Mahlzeit ein «Hexentrunk» serviert – Basis ist flambierter Orujo, galicischer Grappa: ein wahrhaft hexisches Gebräu, das mit Vorsicht zu geniessen ist.

Grünes Hinterland

Hinter der wilden Küste dominiert Grün: Wälder mit Eichen, Kastanien, Pinien, Farnen und grossen Beständen an Eukalyptusbäumen. Die Bewohner der Region sind traditionsverwurzelt, als Bauern oft Selbstversorger. Ihre durch Erbteilung immer kleiner gewordenen Güter bestellen sie mit Liebe – man spricht hier von Minifundien.

Touristen – im Sommer sind es vor allem Spanier aus dem Süden auf der Suche nach Abkühlung – finden überall kleine Hotels, Pensionen mit vier bis zehn Zimmern und unzählige Privatunterkünfte. Der in der Regel gepflegte sogenannte grüne Tourismus oder Turismo rural ist weit verbreitet und geniesst einen guten Ruf.

Anreise: Direktflüge Zürich–Santiago de Compostela zum Beispiel mit Iberia. Von Santiago aus Weiterfahrt am besten mit dem Mietwagen. Es gibt (zeitraubende) Busverbindungen ab La Coruña an die Costa da Morte.

Informationen: www.turgalicia.es und www.spain.info.

Über alle Berge bis ans Meer

Der Reit- und Hotelbetrieb Mandra Edera im Westen Sardiniens hat sich ganz der Leidenschaft für Pferde verschrieben

Gestüt, Reit- und Hotelleriebetrieb in einem, verbindet «Mandra Edera», nahe der Westküste Sardiniens gelegen, in idealer Weise Gastfreundschaft und den Umgang mit Pferden.

Werner Vogt

Die nächtliche Anfahrt vom Flughafen Olbia bis nach Abbasanta ist lange und dunkel. Dunkel, weil im ländlichen Sardinien nicht ein Dorf anfängt, wo das andere aufhört, wie wir das aus der Schweiz kennen. Betty, die Hotelmanagerin und gute Seele in «Mandra Edera», zeigt mir kurz den Bungalow, dann geht es flugs in den Speisesaal, wo die Küche einen Teller Pasta hervorzaubert. Dies um 23 Uhr 15. Man gibt hier, in dieser familiären Atmosphäre, ganz offensichtlich alles für die Gäste.

Ein kurzer Test im Viereck

Am nächsten Morgen dann eine idyllische Szene: Vier Pferde betätigen sich zwischen den Häusern als «Rasenmäher», wobei sie mit besonderer Akribie die Flächen unter den hohen Eichen bearbeiten und mit offensichtlichem Genuss Eichel um Eichel verzehren. Während die Gäste das Frühstück einnehmen, geniessen die drei Hofhunde die warmen Strahlen der Herbstsonne. Die kleinwüchsigen Mischlinge sind zäh, rennen sie doch ohne weiteres 20 bis 30 Kilometer pro Tag, um ihren wiehernden Freunden auf dem Trail Gesellschaft zu leisten.

Michele, der für mich zuständige Reitlehrer, führt den Anglo-Araber-Fuchs Istiddu aus dem Stall und lässt mich im Dressurviereck mit dem Pferd einlaufen. Dann geht es los mit der Reitstunde in allen Gangarten. Zuletzt folgen noch ein paar Sprünge. Rund um das Viereck wachsen Feigen, Kaki und Kastanien. Erstgenannte kann man gar vom Pferd aus pflücken und verspeisen.

Der nachfolgende 25-Kilometer-Ausritt mit Michele führt durch eine Gegend, die mit Bäumen und Sträuchern bestanden ist; Natur- und Kulturlandschaft gehen fliessend ineinander über. Dass wir durch Landwirtschaftsgebiet reiten, suggerieren die unendlich scheinenden Weidemauern, die bis zu drei oder vier Meter «nackten», d. h. von ihrer Rinde befreiten Korkeichen, die verwunschenen Kleinflächen, auf denen Reben angebaut sind, und vor allem die grossen Weiden – 95 Prozent von ihnen unbenutzt. Wir sehen nur wenige Rinder, aber einige Schafherden. Ab und zu reiten wir an Steinhaufen vorbei, die in Tat und Wahrheit prähistorische Kultstätten sind: sogenannte Nuraghen. Die sardische Kulturlandschaft ist nicht so adrett herausgeputzt wie die schweizerische. Hier gibt es mannshohe Hecken, deren Brombeeren ebenso süss sind wie die Stacheln stark. Und wo die Bauern schon länger nicht mehr gewirkt haben, vereinigen sich die Ranken und Äste von links und rechts zu einem grünen Tunnel.

Ganz anders präsentiert sich die Landschaft direkt an der Küste bei Sa Rocca Tunda. Hier ist der Wirkungsbereich von Paola, Tierärztin, Pferdesportlerin und Partnerin von «Mandra Edera». Die zierliche Sardin schwingt sich in den Sattel ihres Schimmels, dessen Stockmass von 1,75 Meter ungefähr ihrer Körpergrösse entspricht. Sie bestreitet regelmässig und wettkampfmässig Distanzreiten, nimmt aber auch ab und zu an Springkonkurrenzen teil. «Er fliegt förmlich mit mir über die Hindernisse», sagt sie begeistert von ihrem Schimmel. Dieser stupst sie sanft mit der Nase an und bekommt dafür einen Stüber auf sein vorwitziges Riechorgan. Von der Pferdekoppel aus führt ein mehrstündiger Wanderritt quer durch Weiden, hinauf auf die felsig zerklüftete Küste und wiederum entlang langer Sandstrände.

Paola entpuppt sich als versierte Botanikerin, die über jede Blume, jeden Strauch und jeden Baum etwas zu erzählen weiss. Wir reiten an einer Gruppe von Flamingos vorbei, die meist einbeinig in einem grossen Teich stehen. Meerseitig sind die Fischer damit beschäftigt, ihre Boote und Netze für die Überwinterung vorzubereiten. Vorläufig gehört der Strand fast ausschliesslich uns. Wir setzen zu einem ausgedehnten Galopp an. Der Schimmel setzt eine schnelle, raumgreifende Pace vor. Mein Vollblut-Araber-Mischling Bob lässt sich aber nicht lumpen und folgt vergnügt schnaubend dem Leittier.

Generationengeschäft

Daniele Licheri, Mitbesitzer und Geschäftsführer von «Mandra Edera», erzählt uns von der Bedeutung des Pferdes für Sardinien und von der Passion für Pferde, die seiner Familie seit mehreren Generationen eigen ist. Diese hat im vergangenen Jahrhundert mehrfach im internationalen Spitzensport mitgetan, sei es im Springen, in der Dressur oder im Distanzreiten. So war es denn naheliegend, dass man sich auch in der Zucht engagierte.

Danieles Passion für den Reitsport geht aber noch weiter. Über ein Jahr lang tüftelte er an der Route für seinen Monti-e-Mare-Reittrail, der eine Woche dauert. Da musste mit Landbesitzern über Wegrechte verhandelt oder ganz einfach abgeklärt werden, ob eine bestimmte Route wirklich in einer Sackgasse landet oder ob es doch noch einen verschlungenen Pfad quer durchs Dickicht gibt. Danieles deutsche Lebenspartnerin teilt seine Begeisterung. Einerseits führt sie die meisten mehrtägigen Ausritte an, anderseits arbeitet sie mit an der innovativen Weiterentwicklung des Angebots auf «Mandra Edera». Dieses hört selbstverständlich nicht auf mit Produkten wie «Reiten und Tennis» oder «Reiten und Golf». Der Phantasie sind hier kaum Grenzen gesetzt, und zweifellos wird die Angebotspalette in einigen Jahren doppelt so gross sein wie heute.

www.mandraedera.com

Die Reise wurde unterstützt durch Fuchstravel, Romanshorn, www.fuchstravel.ch, sowie Avis, www.avis.ch.